

für die

Literatur des Auslandes.

N^o 145.

Berlin, Montag den 4. Dezember

1843.

England.

Erinnerungen an den Aufenthalt Napoleon's auf St. Helena.^{*)}
Von Elisa Abell.

Während der drei Monate, welche Napoleon in den Briars bei uns zubrachte, schien er ganz zufrieden, so weit er überhaupt zufrieden seyn konnte, und er sprach oft seine Freude über die glückliche Lage unserer Befestigung aus. Er wünschte, daß ihm die englische Regierung erlauben möge, uns nie zu verlassen, und daß sie, wenn mein Vater darein willige, unser Häuschen ankaufe und es ihm zum bleibenden Wohnsitz überlasse. Doch als er sein Gesuch der Regierung vorlegte, wurde es zurückgewiesen, und er dachte nun selbst daran, die Briars zu kaufen, und sandte den General Montholon ab, um mit meinem Vater darüber zu unterhandeln; allein auch diese Unterhandlung kam durch das Einschreiten der englischen Politik nicht zu Stande. Als die Arbeiter, welche zum dreifundunzigsten Regimente gehörten, hierauf die benachbarten Höhen erkletterten und auf ihren Schultern alle Werkzeuge und Geräthschaften trugen, mit denen man Longwood bewohnbar machen wollte, sah ihnen Napoleon mit Blicken nach, welche seinen inneren Anwillen und seinen Schmerz auszudrücken schienen. Er hörte dem Rauschen der Trommeln und Pfeifen zu, welches die Arbeiten begleitete, und es gemahnte ihn an alte Ruhmestage und veränderte ihm zugleich, mit welchem Eifer man die Arbeiten betrieb und wie nahe der Augenblick war, der ihn von den Briars zu scheiden zwang.

Bei seinem Abschied forderte er uns auf, ihn in seiner neuen Behausung zu besuchen, und bald darauf begaben wir uns nach Longwood. Wir waren begierig, zu sehen, wie er wohnte, und vielleicht auch hofften wir, er werde unser niedliches Häuschen mit dem finsternen Aufenthalte, den man ihm mitten im öden, unfruchtbaren Gebirge angewiesen hatte, vergleichen, und unser Häuschen werde einigen Ruhm dabei ärnden. Was mich betrifft, ich sprang vor Freude, daß ich meinen Spielgefelln wiedersehen sollte, seit dessen Abreise ich so traurig gewesen war. Wir trafen den Kaiser, wie er auf den Stufen der Treppe saß, welche zum Billardzimmer führte. Er unterhielt sich scherzend mit dem kleinen Tristan Montholon und eilte, sobald er uns erblickte, auf uns zu, umarmte meine Mutter, machte meiner Schwester eine anmuthige Verbeugung und mich zupfte er am Ohr und rief lachend: „Ah, Fräulein Betsy, sind Sie klug?“ — Er fragte uns, wie sein Palast und gefalle, und bat uns, ihn zu begleiten, weil er uns, wie er sich ausdrückte, seine Wirthschaft zeigen wolle. Er führte uns zuerst in sein Schlafgemach. Dies war ein kleines, sehr düstres Zimmer, dessen Wände mit einem Rankenstoff überzogen waren, welcher die Stelle von Tapeten vertreten mußte. Der einzige Schmuck, den ich hier bemerkte, bestand in einigen Familienbildern, die Napoleon mitgebracht hatte. Das Bett war noch das kleine eiserne Feldbett, in welchem der Kaiser einst nach den Schlachten von Marengo und Austerlitz schlief. Die Fenster-Vorhänge waren von grüner Seide. Dem Bette gegenüber stand eine kleine Büste von weißem Marmor, welche den König von Rom vorstellte, und darüber hing ein Portrait Marie Louises, so daß beim Erwachen stets des Kaisers erster Blick auf seinen Sohn und dessen Mutter fiel. — Darauf gelangten wir durch ein Vorzimmer in ein Kabinet, in welchem eine mächtige Badewanne stand, weil der Kaiser täglich sich eine bis zwei Stunden zu baden pflegte. Außerdem besaß Napoleon noch einen Speise- und einen Gesellschafts-Saal, ein Toiletten- und ein Billard-Zimmer. Als er uns diese Gemächer alle gezeigt und über jedes einige, meist scherzhafte, Bemerkungen hingeworfen hatte, führte er uns in die Küche und befahl dort, ein Löffchen Milchrahm und einiges Zuckerwerk für Fräulein Betsy zu besorgen, denn er hatte meinen Geschmack nicht vergessen. Dann zeigte er uns noch seine Speisekammer und führte uns hierauf zu Madame Montholon. Er nahm das noch nicht sechs Wochen alte Kind der Gräfin auf den Arm und schaukelte es in seiner ungeschickten Art, daß wir jeden Augenblick fürchteten, er werde es fallen lassen. Von Zeit zu Zeit blieb er stehen, streichelte es und kniff ihm die Nase oder die Backen, bis das kleine Wesen zu schreien anfing. Wir lachten über seine ungeschickte Weise, Kinder zu schaukeln; doch er entgegnete uns, daß er den König von Rom oft genug so geschaukelt habe, als er in dem Alter der kleinen Lily gewesen sey, doch dieser habe nicht so leicht geweint.

Als wir uns empfehlen wollten, zeigte uns Napoleon den Garten und

die Umgebungen von Longwood. Diese boten einen so wüsten Anblick, daß er sich kaum schildern läßt, und daß Alle, die an die großartige, wilde Natur der Insel St. Helena nicht gewöhnt sind, fast davor zurückschaudern müssen. Auf der einen Seite erhob sich ein dunkles, steiles Gebirge, auf dessen Abhängen man nur hin und wieder einen wilden Birnbaum, einige Aeloen oder anderes niedere Gesträuch erblickte. Auf der anderen Seite kreuzten sich die Bergzüge, und man gewahrte einige Höhlen und Grotten, in denen sich während der ersten Zeiten der Colonisation der Insel die Hirten zur Seite der Ziegen bei Nacht geborgen hatten. Madame Bertrand erzählte mir einst, wie Napoleon oft Stunden lang stehe und die Gewölke betrachte, die sich über den Felsengipfeln zusammenballen, mit einem flüchtigen Schatten die Insel bedecken und sich dann im unendlichen Ocean verlieren; sie scheinen vor den Augen des großen Gefangenen phantastische Gestalten angenommen zu haben; und er mochte in ihrem Reigen und Wehen Grüße erkennen, die ihm aus Frankreich kamen, und ihnen Grüße nach Frankreich auftragen.

Zum Schluß machte uns der Kaiser den Vorschlag, uns in seinem irischen Wagen heim zu führen. Wir schickten unsere Pferde nach Putsgate, dem Wohnsitz der Madame Bertrand, nahmen zur Seite unseres Wirthes Platz, und das Gespann flog im schnellsten Galopp davon. Ich bin zu Wagen stets sehr furchsam gewesen, und das Fuhrwerk, in dem ich mich damals befand, schien mir noch weit gefährlicher als die gewöhnlichen; so war ich in Todesangst; doch man hatte kein Mitleid mit mir. Napoleon lenkte seine drei schnaubenden Rosse einem der gefährlichsten Wege zu, welchen man die Punsch-Bowle des Teufels nannte. Das eine Pferd schien stets in den Abgrund stürzen zu müssen, während die beiden anderen in Gefahr waren, sich die Köpfe an den Felsen einzurennen, die sich quer über den Weg neigten. Napoleon schien bei so wilden Fahrten allen Groll zu vergessen; er ergözte sich an der Angst seiner Gefährten, und vorzüglich an der meinen, und rief mir von Zeit zu Zeit zu, daß wir jetzt in die Tiefe stürzen und Alle in tausend Stücke zerschmettert würden.

Als sich Napoleon einige Monate auf St. Helena aufgehalten hatte, empfingen wir Journale mit Anekdoten, in denen er spielte und die auf sein Verweilen in den Briars Bezug hatten. Besonders ergötzlich war hierbei ein Brief, den der Marquis von Montchenu geschrieben; in diesem wurden mehrere Scenen, welche zwischen dem Kaiser und einzelnen Mitgliedern unserer Familie vorgefallen waren, besonders mein Scherz mit dem Degen, ausführlich geschildert, und von Miß Betsy hieß es, sie sey das impertinenteste Mädchen, welches man je gesehen habe, und man dürfe wohl annehmen, daß es mit ihrem Verstande nicht richtig sey. Dieser Brief war aus den französischen Journalen in die deutschen und englischen übergegangen, und mein Vater war höchst verdrießlich, daß mein Name in solcher Weise der Deffentlichkeit preisgegeben sey. Er wollte Genugthuung vom Marquis fordern; doch meine Mutter wußte die Sache beizulegen, indem sie den Marquis veranlaßte, sein Wort zurückzunehmen und sich wiederholt zu entschuldigen. Als Napoleon die Schmäbung erfuhr, die Miß Betsy seinerwegen erlitten hatte, sandte er den Doktor D'Neara nach Briars, um mir mitzutheilen, auf welche Weise ich mich an dem alten Schwachkopf, wie er den Marquis nannte, am besten rächen könne. Der Marquis war, wie es schien, sehr stolz auf den schönen Bau und die Eleganz seiner Perrücke, die in einen langen Schweif ausging und mit demselben, wenn er sich beim Gehen und Sprechen bewegte, bald die rechte, bald die linke Schulter peitschte. Diese Perrücke sollte ich nach dem Rathe des Kaisers auf irgend eine Art zu verbrennen suchen, am liebsten wohl durch eine ätzende Flüssigkeit. Ich war solchen Streichen nie abgeneigt, und ich braunte, den Marquis für seine Underschämtheit zu züchtigen; auch hatte ich noch einen zweiten Sporn für meine Tapferkeit. Napoleon hatte mir nämlich versprochen, wenn ich das Abenteuer siegreich bekände, mir den schönsten Fächer zu kaufen, der in dem Laden des Herrn Salomon zu finden sey. Doch meine Mutter wurde die Beschützerin der Perrücke, indem sie mir streng untersagte, meinen Uebermuth durchzuführen. Als mich Napoleon hierauf zum ersten Male wieder sah, rief er mir entgegen: „Nun, Fräulein Betsy, bist du meinen Befehlen nachgekommen? hast du den Fächer verdient?“ Ich antwortete halb traurig, daß ich eine gehorsame Tochter gewesen sey, und Napoleon kniff mir das Ohr und sagte: „Ah, Fräulein Betsy, nun fängst du doch an, artig zu werden.“ Darauf ließ er den Doktor D'Neara rufen und fragte, ob er den versprochenen Fächer für mich gekauft habe? Der Doktor erwiderte, er habe keinen gefunden, der schön genug sey; und ich mochte bei dieser Antwort ohne Zweifel ein etwas niedergeschlagenes Gesicht machen, denn wie mich Napoleon ansah, suchte er mit seiner gewohnten Freundlichkeit mich zu

^{*)} Fortsetzung der in Nr. 91—94 des Magazins gegebenen Mittheilungen.

trösten und versprach, zum Ersatz mir etwas Anderes zu schenken. Einige Tage darauf erhielt ich einen schönen Ring mit Brillanten, welche den Buchstaben N, über dem ein kleiner Adler schwebte, bildeten. Die einzige Sache, die ich an dem Marquis nahm, war, daß ich seine Heldenthaten vor der Schüssel, mit Messer und Gabel in der Hand, schilderte, und Napoleon lachte oft sehr darüber. Der Marquis war ein großer Liebhaber von Blumenkohl, welcher auf St. Helena sehr selten ist. Eines Tages aß er bei uns, und sein Adjutant, der Hauptmann Gor, vergaß, ihn darauf aufmerksam zu machen, daß eine Schüssel mit Blumenkohl auf dem Tische stehe; so bemerkte der Marquis sein Lieblingsgericht erst, als man es vom Tische trug, und mit hochrothem Gesicht und gleichsam mordlustigen Geberden wandte er sich an den Hauptmann: „Rarr! warum hast du mir nicht gesagt, daß Blumenkohl da ist?“

Bei unseren Ausflügen trafen wir Napoleon einst in dem sogenannten Feenland (Fairy-Land), welches Herr D... besaß, und welches seinen Namen theils seiner schönen Lage an der Meeresbucht, theils der liebevollen Fürsorge verdankt, mit welcher der damals schon hiebzehnjährige D. von Jugend auf die Verschönerung der Insel und das Wohl seiner Bewohner zu fördern gesucht hatte; man betrachtete ihn darum wie einen freundlichen Genius, der feenhaft über St. Helena waltete. *) Ich fragte Napoleon, ob er an der Bucht, die vor dem Feenlande lag, wohl die beiden Felsen bemerkt habe, die sich durch ihre auffallende Bildung auszeichneten und Loth's Frau und Tochter hießen? und da er sich ihrer erinnerte, so erzählte ich ihm folgende Geschichte, die sich auf den größeren der Felsen bezog: Vor fünfzig Jahren flüchteten sich zwei Sklaven, welche die Gefahren eines wilden, unabhängigen Lebens der tyrannischen Härte der Plantagenbesitzer vorzogen, in die tiefe Höhle, welche sich in dem Felsen, den man Loth's Frau nennt, befindet. Sie gingen des Nachts aus, um sich ihre Bedürfnisse zu erbeuten, und blieben lange unentdeckt, so daß sie der Schrecken der Insel wurden. Endlich erfuhr man ihren Schlupfwinkel, doch die Freiheiten leisteten einen verzweiflungsvollen Widerstand und rollten große Felsstücke auf die Herab, welche zu der Höhle emporzuklimmen wollten. So wußte man sich nicht anders zu helfen, als daß man einen Trupp Soldaten gegen die Beiden sandte, um sie förmlich zu belagern. Einer der Soldaten erstieg den Felsen von der anderen Seite und erreichte eine Stelle, welche über der Höhle lag und von welcher aus man die Flüchtlinge auf dieselbe Weise angreifen konnte, wie sie die Untenstehenden angegriffen hatten. Als einer von ihnen aus der Höhle trat, um einen Stein herabzurollen, wurde er von oben zerschmettert, und sein Gefährte, der ihm beistehen wollte, empfing eine schwere Wunde, an der er später starb. Seit jener Zeit glauben die Bewohner der Insel, daß der Geist der beiden Sklaven um den Gipfel des Berges schwebt. Der Geistesglaube ist auf St. Helena überhaupt sehr ausgebildet; es giebt fast keine Höhle und keine Bergspitze, an die sich nicht eine Sage knüpft; und vielleicht mögen zur Entwicklung dieser Sagen bisweilen die feinen Nebel beitragen, welche die Bergspitzen zu umspielen pflegen und oft sehr phantastische Gestalten annehmen. — Dem Kaiser gefiel meine Geschichte, und er versprach, wenn er wieder in das Feenland kommen würde, Loth's Frau besonders zu besuchen.

Ein anderes Beispiel der großen Freundlichkeit, die mir Napoleon bewies, ist folgendes. Der Tag des Pferderennens, welches alljährlich zu Deadword stattfand, war für mich stets einer der größten Festtage. Er nahte wieder heran; doch ich war unflüchtig gewesen, ich hatte meine Lektionen nicht gelernt, ein Fall, in dem ich mich oft sah, und mein Vater befahl, um mich zu strafen, daß ich zu Hause bleiben sollte; ja, damit ich nicht ungehorsamer Weise ihm selbst nachkäme, ließ er mein kleines Reispferdchen zu einem seiner Freunde führen. Ich war untröstlich; ich wollte mir gern ein Pferd verschaffen, doch wußte ich nicht woher. Ich theilte dem Doktor D'Meara mein Leid mit, und von diesem erfuhr es Napoleon. Kaum war unsere Familie nun nach Deadword abgereist, so sah ich D'Meara auf unser Haus zukommen; ihm folgte ein Sklave, der ein herrliches graues Pferd mit einem Damensattel und roth-schwarze, goldgefäumte Decke am Jügel führte. Meine Freude war unbeschreiblich. Der Doktor verkündete mir, daß Napoleon, von meinen Schmerzen in Kenntniß gesetzt, mir das frömmste seiner Pferde zur Verfügung stelle. Dieser Scherz des Kaisers gab zu weitläufigen Verhandlungen und zu vielem Verdrusse Veranlassung, und ich bereute nachträglich sehr, ungehorsam gewesen zu seyn; denn mein Vater wurde angeschuldigt, die Gesetze der Insel übertreten zu haben, indem er einem Mitgliede seiner Familie erlaubt habe, ein Pferd aus Longwood zu besteigen, und er empfing vom Gouverneur dafür einen harten Verweis.

Oft verspottete mich Napoleon wegen meiner allzu großen Ängstlichkeit, und er drang in meinen Vater, mir diesen Fehler abzugewöhnen. Auch die Kaiserin Josephine, erzählte er, hatte sich in ihrer Jugend so verwöhnt, und sie zitterte stets, wenn sie einen Wagen bestieg; oft mußte ihr Napoleon ernstlich darüber zürnen, und nur mit großen Anstrengungen vermochte sie es nach und nach, ihre Furcht zu beherrschen.

Das Leben, welches Napoleon auf diesem verlassenem Felsen führte, war

*) Einige Jahre darauf ließ sich D. zu einer Reise nach England bewegen. Da er nicht hoffte, seine geliebte Insel je wiederzusehen, so ließ er einen Baum, unter dessen Schatten er oft gesessen hatte, umhauen, ihn ausböhlen und mit Erde aus seinem Thale füllen. Dieser Baum sollte sein Sarg werden, und die Erde sollte ihn bedecken. So nahm er ihn mit auf das Schiff nach England. Der Prinz-Regent, nachmals Georg IV., wünschte D., nachdem er von seiner Ankunft und seinem excentrischen Charakter gehört hatte, zu sprechen; und St. Königl. Hoheit war so eingenommen von dem Benehmen und der Unterhaltung des ehrwürdigen Kolonisten, daß er ihn zum Baronet machte. Doch war D. glücklicher, als er gehofft hatte, und erlebte es noch, St. Helena wiederzusehen.

so trüb und einseitig, daß er an den geringsten Erscheinungen Antheil nahm, die einige Abwechslung, wenn auch nicht Erweiterung, in seine Tage bringen konnten. Selten schlug er es aus, wenn ihn mein Vater zu unseren kleinen Familienfesten einlud, und bisweilen wurden bloß ihm zu Liebe gewisse Familien-Erinnerungen festlich begangen. Einst feierten wir meinen Geburtstag; wir hatten dazu ein kleines Häuschen gewählt, welches wir nicht weit von der Residenz des Kaisers besaßen, und welches wir das Haus des Capitain Ros nannten; weil Ros, der am Bord des „Northumberland“ nach St. Helena gekommen war, und den Napoleon mit dem Ausdruck „un bravissimo uomo!“ zu bezeichnen pflegte, einige Zeit das Haus bewohnt hatte. Im Augenblick, als die schönste Heiterkeit bei unserem kleinen Feste sich eingestellt hatte, sahen wir den Kaiser zu Pferde nahezuhören; doch wie er bemerkte, daß unsere Gäste ziemlich zahlreich waren, ließ er uns sagen, er könne nicht zu uns kommen, sondern er wolle sich begnügen, von den benachbarten Höhen unserer Freude zuzuschauen. Allein er hatte mir zu kommen versprochen, darum eilte ich zu ihm und bat ihn, mir heute, an meinem Freudentage, nicht solch ein Leid zu thun. Doch er entgegnete, daß es ihm unangenehm sey, sich den Blicken der neugierigen Menge auszusetzen, und daß er lieber ein ander Mal kommen wolle. Ich bestand jedoch auf meinen Bitten und reichte ihm ein Stückchen von meinem Kuchen, den uns ein Freund aus England zu dieser Gelegenheit geschickt hatte. Da der Freund die Strenge nicht kannte, mit der alle Bewohner der Insel, welche mit dem Kaiser irgend wie in Berührung standen, überwacht wurden, so hatte er im Scherz einen kaiserlichen Adler auf den Kuchen malen lassen. Dieser Umstand zog uns vielen Verdruss und die Ungnade des Gouverneurs zu. Dies erzählte ich Napoleon und sagte ihm, um uns zu entschädigen, müsse er wenigstens von unserem Kuchen essen. Er nahm das Stück, welches ich ihm hinreichte, kniff mich in das Ohr, nannte mich seine kleine Unverschämte und ritt davon, indem er mit vielen falschen Tönen das Lied „Vive Henri Quatre“ vor sich hin sang.

Eines Morgens besuchten wir Madame Bertrand und fanden den Kaiser an ihrem Bett sitzend. Wir wollten uns aus Discretion schon wieder entfernen, als uns Napoleon zurüdrief und uns einzutreten bat. „J'étais en visite chez my mistress“, sagte er zu meiner Mutter. Wir lächelten und sagten ihm, my mistress heiße meine Herrin in einem ganz besonderen Sinne, und wenn man bloße Freundschaft ausdrücken wolle, lasse man das Wort my weg. Napoleon lachte herzlich über den Irrthum, in den er verfallen war, und versicherte, daß er Madame Bertrand nicht mehr seine Maitresse nennen wolle.

Oft bat uns Napoleon, ihn auf die Fehler aufmerksam zu machen, die er beging, wenn er englisch sprach. Doch da seine Aussprache sehr fehlerhaft war und seine Perioden genau die französische Wortstellung beibehielten, so wurde es uns sehr schwer, ihn nur zu verstehen. Ich hatte nie die Geduld, ihm die grammatischen Erläuterungen zu geben, welche er forderte; mitten in der Lektion entschlüpfte ich gewöhnlich, und meine Schwester war genöthigt, was ich begonnen hatte, zu vollenden. Wenn ich wiederkam, sagte mich Napoleon beim Ohr und lachte: „Ei, ei, Fräulein Betty, wie thöricht noch immer! Sie werden nie klug werden!“

Einst fragte mich Napoleon, ob ich den kleinen Arthur gesehen hätte, den Sohn der Madame Bertrand, der damals noch nicht einen Monat alt war; und er erzählte lachend, daß ihm Madame Bertrand ihren Neugeborenen mit den Worten gezeigt habe: Erw. Majestät erlauben mir, Ihnen einen Ihrer treuesten Unterthanen vorzustellen, welcher es gewagt hat, ohne einen von Sir Hudson Lowe visirten Paß nach Longwood zu kommen.

Napoleon liebte es, mit mir über mein Kleid, das ich sehr kurz trug, und über meine Hosen zu scherzen. Er wußte es, wie sehr ich mich ärgerte, wenn man mich einen kleinen Jungen nannte, und ich mußte diese Bezeichnung oft von ihm hören. Die kurzen Frauenkleider könne er nicht leiden, und wenn er Gouverneur wäre, so würde er sie durch ein Gesetz verbieten.

Eines Abends waren wir bei Madame Bertrand zum Besuch und wünschten den Doktor D'Meara zu sprechen, der sich gerade beim Kaiser befand. Cipriani bat D'Meara, sich zu uns zu bemühen; doch Napoleon ließ uns fragen, ob wir den Doktor nicht lieber bei ihm aufsuchen wollten. Wir folgten dieser Einladung und fanden den Kaiser in seinem Billardzimmer, wie er sich über große Papierbogen neigte, in welche er eine Menge von Stednadeln, zum Theil mit rothen, zum Theil mit schwarzen Köpfen, gesteckt hatte. Wir fragten ihn, was dieses Spiel bedeute; und er antwortete uns, daß er einige seiner Schlachten von neuem liefere, indem die rothen Stednadeln die Engländer und die schwarzen die Franzosen vorstellten. Eines seiner größten Vergnügen war es, die Evolutionen einer verlorenen Schlacht aufs neue zu studiren und zu versuchen, ob sich die Schlacht nicht durch geschicktere Wendungen gewinnen lasse.

(New Monthly Magazine.)

Italien.

Sardinien im Jahre 1842.

II. Temperatur. — Winde. — Fieber.

Leider scheint die Natur dem Wiederaufblühen Sardinien's ein Hinderniß in den Weg gelegt zu haben, welches menschliche Kraft und menschlicher Scharfsinn wohl kaum je bezwingen möchte; ich meine das ungesunde Klima, das schon zu der Römer Zeiten sprüchwörtlich war, ungeachtet die Insel damals ungemein fleißig angebaut wurde. Nach der mittleren Temperatur zu urtheilen, müßte Sardinien ein gesegnetes Land seyn, denn dieses Mittel beträgt sechzehn Grad des hunderttheiligen Thermometers (13° Reaum.), einen

Grad weniger, als die mittlere Temperatur von Neapel, aber die Veränderungen der Atmosphäre sind häufig und eigensinnig. So erinnere ich mich zum Beispiel an einen Februarstag: ein laues Frühlingstäfchen gefellte sich zu der Trockenheit des Januars, le soeco di gennaio, und erzeugte jene Temperatur, welche das Ende des Winters zur schönsten Jahreszeit im mit-täglichen Europa macht. Die Sonne strahlte mit milder Wärme am reinen, blauen Himmel, das Meer spielte in kleinen Wellen; die Taucher saßen ruhig über ihren Eiern, in ihren ungefügten, auf den kleinen Inseln verstreuten Nestern; die Mandelbäume entfalteten zeitige Blüten. Ich ließ mich gern mit der ganzen Natur über die Flucht des Winters täuschen. Während dieses schönen Traumes aber stiegen leichte flockige Wölkchen am Horizonte auf und sammelten sich bald in größeren Massen an den Gipfeln der Berge, ab und zu rollte eine höhere Welle über das Meer, und die Klippen begannen, sich weiß zu färben, doch spürte man keine Brise, nur zuweilen ging ein flüchtiger Windstoß vorüber und war verschwunden, ehe man seine Richtung erkannt hatte.

Durch diese Anzeichen hinlänglich gewarnt, kürzten wir unseren Lauf ab. Unser sechsrudriges Boot wurde von einem vortrefflichen Piloten geführt. Wir behielten gerade noch Zeit, das Ufer zu gewinnen und zu Carbonara in unserem Bette bei wohlverwahrter Thür und Fenstern den Orkan abzuwarten. Gegen vier oder fünf Uhr des Morgens wurden wir von dem Tosen des Windes aufgeweckt. Es war der Südost, der scirocco, der, von einem heftigen Schlagregen begleitet, begann. Gegen Mittag wich er dem libeccio oder Südwest, der noch beharrlicher und heftiger blies. Aber das war noch gar nichts. In der zweiten Nacht vertrieb der Mistral alle übrigen unter sich kämpfenden Winde. Der zornige Nord sprach in der That als Gebieter. Das Haus zitterte, als wollte es zusammenstürzen. So wüthete der Mistral mit stets zunehmendem Schlagregen. Während des Tages schien er sich einen Augenblick gelegt zu haben, aber nur, um alsbald mit neuer Wuth wiederzukehren, von der wir gar keinen Begriff hatten. Die Decke bröckelte herunter, die Nägel gaben sich in der Wand. Es war kein bloßer Windstoß, es war ein *terro-moto*, wie unser Wirth sagte, welcher für sein Dorf fürchtete, daß es nicht total ins Meer gefehrt werde.

Später, während der Juli- und Augusthize, wurde die Sonne an manchen Tagen wirklich unerträglich, namentlich wenn jene brückende Ruhe herrschte, die dem aus Afrika kommenden Winde, dem *plumbus auster*, vorausgeht. Diese Tage meldeben sich am Morgen durch die Trockenheit der Atmosphäre, durch die Schärfe, mit der die Umrisse der Berge sich von dem dunkleren Himmel ablösten, durch die bleichen Tinten beim Sonnenaufgange und einige im Osten hängende magere Faserwolken. Diese Ruhe dauerte oft bis zu Abende. Am folgenden Morgen war das Meer glatt wie ein Spiegel. Die Sonne, welche eine anhaltende Kata Morgana hervorrief, hatte vollkommen die Kraft einer tropischen Sonne. Gegen Abend ging sie in einem Dunststreif unter, welchen die eingeborenen Fischer *la cargadura del scirocco* nannten. Auf diese ungewöhnliche Hize folgte zwei oder drei Tage lang Südostwind, und auf diesen fast unfehlbar der Nordwest, dieser unruhige Beherrscher des Mittelmeers, mit plötzlichem Ungeßüm. Auch er durchlief seine drei Tage, und dann endlich waren uns einige schöne Tage mit erfrischenden Brisen beschieden.

Diese plötzlichen Veränderungen müssen nothwendig einen schädlichen Einfluß auf den Gesundheitszustand Sardinens ausüben, aber sie würden nicht genügen, um die Ungesundheit des Landes zu erklären. Dante stellte die Fieber Sardinens mit denen der Maremmen zusammen. Und diese gefährlichen, von den Sarden *intemperie* genannten Fieber, welche die Insel von Ende Juni bis zum Dezember verheeren, haben wirklich viel Aehnliches mit der Malaria, die in der Campagna von Rom und auf Sicilien herrscht. Beide tragen den allgemeinen Charakter jener ansteckenden Fieber, die in allen morastigen Ländern herrschen und aus den von den stehenden Wässern aufsteigenden Dünsten entstehen. Die vulkanische Beschaffenheit des Landes und der thonige Boden halten in Sardinien die Wässer lange auf der Oberfläche zurück, und man kann mithin leicht errathen, welche Wirkungen eine brennende Sonne auf die faulenden Moräste hervorbringen muß, die überall in den weiten Ebenen von den Ueberschwemmungen des Winters zurückbleiben.

Die sardische Intemperie unterscheidet sich von allen Fiebern ähnlichen Ursprungs durch die Schnelligkeit ihrer Verheerungen; sie ist fast stets tödtlich. Zwar kommt sie zuweilen langsam und unmerklich und kündigt sich durch ein Uebelbefinden an, dem man sogleich zu Hülfe kommen muß, gewöhnlich aber ist sie so überraschend, daß sie einer Vergiftung gleicht. Die Intemperie verschont gewöhnlich die an dem Orte, wo sie wüthet, aufgewachsenen Einwohner, aber diese zeigen auch, z. B. in der Ebene von Pula, oder in dem sumpfigen Küstenstrich von Porto Paglia bis Teulada, durch ihre gelbliche Gesichtsfarbe und ihr kränkliches Aussehen, daß sie von dem Einflusse einer verdorbenen Luft nicht ganz frei bleiben.

Glücklicherweise scheint das der Intemperie unterworfenen Gebiet nicht sehr ausgedehnt zu seyn. Cagliari, dessen Hügel sich mitten zwischen Seen und Morästen erhebt, ist ein Zufluchtsort während der schlechten Jahreszeit. Die Insel Sankt Pietro, den Sümpfen von Porto Senso gegenüber gelegen, kennt sie nicht, und die Schiffe haben in der Bucht von Palmas nichts zu fürchten, vorausgesetzt, daß sie ihre Matrosen nicht ans Land gehen lassen. Ohne diese Aysle wäre Sardinien nicht bewohnbar.

Wir können es uns nicht versagen, nochmals auf ein Werk zurückzukommen, das ein so bereites Zeugniß für die noch ungeschwächt fortlebende Sprach- und Geistesverwandtschaft der Hoch- und der Niederdeutschen ist. Hoffmann von Fallersleben schrieb im Jahre 1838 (Vorrede zum sechsten Theile der *Horae belgicae*): „In der Morgenämmerung des folgenden Tages erreichte ich Löwen, ich traf mit vielen Eingebornen zusammen: ich hörte kein Wort vlaemisch. Ich ging auf den Eisenbahnplatz, gab mein Gepäck ab und ließ mich einschreiben zur Fahrt nach Mecheln: ich hörte kein Wort vlaemisch. Ich bestieg einen Waggon, hatte um mich, vor und hinter mir viele hundert Menschen: ich hörte kein Wort vlaemisch. Ich kam nach Mecheln auf den großen Platz, wo alle Stunden viele tausend Menschen von den Endpunkten aller vier belgischen Eisenbahnen zusammentreffen: ich hörte auch hier kein Wort vlaemisch, und so geht es fort bis zu Willem's in Gent; so daß der Ausländer, welcher von dem Treiben auf jener großen Heerstraße keine Vorstellung hat, wirklich glauben möchte, die vlaemische Sprache sey gänzlich ausgestorben.“ — Der Herausgeber der *Niederländischen Sagen*, Herr J. W. Wolf, angeregt durch den herrlichen Sagenschatz, welchen die Brüder Grimm aus den Trümmern deutscher Vorzeit ans Licht gezogen hatten, machte sich vor drei Jahren auf den Weg, um nach den Niederlanden zu pilgern, denn er hoffte, daß sich, trotz der gegenwärtigen wissenschaftlichen und künstlerischen Bindstille, doch Manches aus den bewegten, that- und sangreichen vergangenen Tagen erhalten haben würde. Wie gegründet seine Hoffnung gewesen, zeigt die bedeutende Anzahl von 385 Sagen, die er als das Ergebnis seiner Forschungen mittheilt.

Auch ihn hatte Hoffmann's Schilderung etwas furchtsam gemacht, und er erzählt, daß er mit großem Erstaunen viel echt deutschen Geistes in den flämischen Provinzen getroffen habe. Die Lösung des scheinbaren Räthfels ist nicht so schwer. Das französische Element herrscht allerdings im öffentlichen Leben, auf der Straße, im Handel vor; selbst im Haag noch findet man sich überall bequem zurecht, ohne ein Wort Holländisch zu verstehen, ja Holländer unter sich schreiben sehr häufig gewöhnliche Höflichkeitsbriefe in französischer Sprache. Wie viel mehr muß das Welsche in Belgien alles leicht bewegliche Gut an sich gerissen haben. Aber wo das Bewegliche dem Beharrenden, das Frivole dem Berehrten weicht, da bricht die deutsche Natur mächtig durch; im Familienleben, in der Wissenschaft, sobald sie aus dem Reiche des Verstandes in das des Gemüthes hinübergreift, ist der Flämänder deutsch. Er hat in den jüngsten Zeiten seiner alten Herkunft gedacht und einen beharrlichen Kampf gegen das Französische begonnen, der noch gegenwärtig fortdauert. Freilich hat Herr Wolf recht, wenn er die Deutschen ernstlich tadelt, daß sie von diesem schönen und nationalen Streben kaum etwas wissen, geschweige lebendig theilnehmen. Selbst die Windstille, deren ich oben gedachte, ist es mehr für den Ausländer, den nur die stärksten Wellen der Bewegung berühren. Es ist zwar nicht die Regsamkeit, nicht die Fülle des ausgehenden Mittelalters, der beginnenden Reformation, aber doch ist manches schöne Talent thätig und die Gesinnung ehrenhaft. Aber über den Niederrhein, Westfalen, Hannover hinaus, wer versteht vlaemisch oder holländisch (denn beide Sprachen fallen zusammen, abgesehen von der Orthographie und einigen für den Ausländer kaum wahrnehmbaren syntaktischen Eigentümlichkeiten); wer liest Snellaert's Kunst- en Letter-Blad, de Noordstar, oder irgend eine andere niederländische Zeitschrift? Ja, wer kümmert sich selbst um Luxemburg, den deutschen Bundesstaat, dessen Bevölkerung vorherrschend deutsch ist, dessen Gymnasium in der Hauptstadt kräftig für deutsche Sprache und deutsches Wesen in die Schranken tritt. Man möchte wahrhaftig glauben, der kosmopolitische Deutsche könne nicht eher zum Nationalgefühl gelangen, als bis er im Auslande allein steht unter sehr unkosmopolitischen Leuten. Janf van de Velde in Dendermonde schreibt an den Herausgeber der Sagen: „Das Gefühl einer innigen Verbindung mit unseren östlichen Stammverwandten ist für uns Niederdeutsche zu selig, als daß wir es nicht mit Liebe pflegen sollten. Es entkeimt mit unserer Nationalität, die sich langsam von dem herben Stöße wiedererholt, den ihr die französische Herrschaft verfehte. Nun, wo wir unsere Selbständigkeit wieder errungen haben, heften wir auch unser Auge mit Ruhe und Vertrauen wieder auf unsere Brüder, von denen wir so lange getrennt dastanden; wir finden nach langem Kampfe in der neu ausblühenden Muttersprache einen Heilstern, der uns zu neuem Bündnisse mit Deutschland führen soll.“ Dies ist nicht der Brief eines Einzelnen an einen Einzelnen, sondern des Volkes an das Volk. Möge Deutschland solchen Sympathien sein Ohr und sein Herz öffnen! Hier ist mehr Leben und Wahrheit, als in den freilich pathetischer klingenden Phrasen eines „sie sollen ihn nicht haben“.

Doch zurück zu unseren Sagen. Herr Wolf fand von französischer Seite, wie begreiflich, wenig Unterstützung. Dergleichen einfache Geschichten, die das Volk mit rührender Verschämtheit vor Jedem verbirgt, der ihm ungläubig an ihrer Wahrheit zu zweifeln oder gar darüber zu spotten scheint, widerstreben dem französischen Charakter um so mehr, je inniger ihr Gehalt ist; sie sind ihm, wie sich einmal ein Franzose gegen mich ausdrückte, *horriblement allemand*. Dagegen theilten die Flämänder reichlich mit. Unter ihnen erscheinen viele wohlbekanntere Namen. Obenan Vater Willem's in Gent, „der noch stets rüstige Vorkämpfer für die Emancipation der Fläminge“, Blommaert, Snellaert, Serrure, Prudenz van Duyse, Direktor Hermanns in Herzogenbusch, Schapes und viele Andere.

*) Vgl. Nr. 136 des Magazins.

Das erste Buch der Sagen enthält die historischen, von Friesland an bis hinauf nach Frankreich; das zweite die mythologischen, christlichen und andere mannigfachen Inhalts. Besonders zahlreich erscheinen jene Wesen, die unseren Vorfahren zwischen den Göttern und Menschen standen, die Elbe oder, wie wir sie jetzt mit englischem Namen zu nennen gewohnt sind, die Elfen: die Feuer-, Luft-, Wasser-, Erd- und Hausgeister, jene kleinen Gestalten, die, vielfach mit den Menschen verkehren und über die wir bereits in unserem ersten Artikel ausführlich berichtet haben. Der Reichthum des fleißigen Buches gewährt vielfache Vergleichungs- und Anknüpfungspunkte mit den erhaltenen Ueberlieferungen unseres Nordostens. Für diesmal wollen wir eine von den gewöhnlichen Erzählungen abweichende Sage vom Ursprunge des fliegenden Holländers ausziehen, welche Herr Wolf nach mündlicher Ueberlieferung aufgeschrieben hat.

Herr von Falkenberg.

Auf dem alten Schlosse Falkenberg in dem Lande Limburg, da geht es um bei Nacht, und eine Stimme schreit aus den Ruinen: „Mörder! Mörder!“ und sie ruft dies gegen Norden und Süden und Osten und Westen. Und vor dem Rufenden her gehen zwei kleine Flämmchen, und die begleiten ihn, wohin er sich auch wenden mag. Und diese Stimme ruft schon also seit sechs Jahrhunderten, und eben so lange irren schon die kleinen Flämmchen.

Vor sechshundert Jahren nämlich stand das schöne Schloß noch in seinem vollsten Glanze da, und es wohnten daselbst zwei Brüder aus dem edlen Geschlechte Falkenberg, und die hießen Waleram und Reginald und liebten beide die Tochter des Grafen von Cleve, Mir. Waleram war aber glücklicher in seinen Bewerbungen und gewann sich die Liebe der Jungfrau; seine Mutter, wie der Vater Mirens, gaben gern ihre Einwilligung, und bald feierte man die Hochzeit im größten Pomp und glänzendster Pracht.

Reginald jedoch sann auf schwarze Rache an seinem Bruder wie an der Braut; und als das Festmahl geendet war und man die jungen Gatten zum Brautgemache führte, da eilte er vor und versteckte sich hinter dem Bette. Ihren süßen Träumen von Liebe und Glück ganz hingegeben, dachten die eben Vereinten nicht an den grimmigen Bruder; doch hatten sie kaum das Brautbett bestiegen, als Reginald hervorstürzte und zuerst in Waleram's und darauf auch in Mirens Brust seinen Dolch stieß. Waleram griff mit der Rechten nach der schäumend blutenden Wunde, dann nach dem Mörder, dessen Gesicht er faßte; aber die Kräfte versagten ihm schon, er sank leblos zurück. Reginald entfloh, nachdem er noch eine Locke von dem Haupte der unglücklichen Braut geschnitten hatte.

Am anderen Tage war große Trauer auf dem Schlosse Falkenberg, denn Jedermann liebte Waleram wegen seines milden und gütigen Herzens, und Mir, deren Seele so schön war wie ihr Leib. Keiner zweifelte, das Reginald der Mörder sey, und nach allen Seiten hin wurden Anechte ausgesandt, ihn zu fangen; aber er war nicht mehr zu finden.

Zu dieser Zeit wohnte in einem Walde in der Gegend von Falkenberg ein frommer Einsiedler, der Tag und Nacht im Gebete an dem Altare einer kleinen Kapelle lag, welche sich neben seiner Klause erhob. Es war schon beinahe Mitternacht, als noch Jemand an die Thür der Kapelle klopfte und im Namen des Himmels Einlaß begehrte. Der Einsiedler erhob sich von der Betbank und öffnete und erkannte Reginald, der ihm alsbald unter bitteren Thränen zu Füßen stürzte und ihn bat, seine Beichte zu hören. Der Einsiedler hob ihn auf und führte ihn zu einem Stuhle, und Reginald bekannte ihm Alles und zeigte ihm als Wahrzeichen eine blutige Hand, die auf seinem Gesichte abgemalt war und die er mit keinem Wasser hatte abwaschen können. Als der Mann Gottes Alles vernommen hatte, sprach er schauernd: „Es ist mir nicht gegeben, von also großer Sünde zu entbinden. Verweilet aber mit mir die Nacht hindurch im Gebete, vielleicht giebt Gott mir alsdann zu erkennen, was Ihr thun sollt, um Vergebung bei ihm zu finden.“ Und mit den Worten kniete er am Altare nieder, und Reginald kniete neben ihm, und sie beteten.

Und als der Morgen dämmerte, da erhob sich der Einsiedler und sprach: „Solches hat der Himmel mir eingegeben. Ihr sollt als ein demüthiger und frommer Pilger von hier wallen und immer gegen Norden gehen, bis Ihr keine Erde mehr unter Euren Füßen habt. Dort wird Euch ein Zeichen das Weitere melden.“ Reginald antwortete: „Amen“, begehrte noch des heiligen Mannes Segen und trat zur Gotteslampe, an der er die Locke Mirens verbrannte, wie es der Einsiedler ihm befohlen. Dann verließ er die Kapelle und wanderte als Pilger weiter und immer weiter und stets gen Norden. Und mit ihm gingen zwei Gestalten, eine weiße zu seiner Rechten und eine schwarze zu seiner Linken. Und die schwarze flüsterete ihm viel von seiner Jugend und den Freuden der Welt ins Ohr, während die weiße ihn zur Buße und zur Fortsetzung seines Weges ermahnte und ihm die ewigen Freuden der Seligen vor die Seele stellte.

So war er schon manchen Tag und manche Woche gewandert, als er eines Morgens keine Erde mehr unter seinen Füßen fand und das weite Weltmeer vor sich sah. Zu gleicher Zeit nahte ein Rachen dem Gestade, und ein Mann, der drinnen saß, winkte ihm und sprach: „Wir erwarten dich.“ Da erkannte Reginald, daß dieses das Zeichen war, und er stieg in den Rachen und die zwei Gestalten mit ihm, und sie fuhren zu einem großen Schiffe mit vollen Segeln. Und als sie auf dem Schiffe waren, verschwand der Mann, und das Schiff fuhr weg, und er ging mit seinen beiden Begleitern in den

unteren Raum. Da stand eine Tafel und Stühle, und an der Tafel saßen die Beiden nieder, und der Schwarze zog ein Paar beinernes Würfel hervor, und sie begannen zu spielen um die Seele Reginald's.

Sechs Jahrhunderte fährt schon das Schiff ohne Steuermann und ohne Ruder, und eben so lange spielen die Beiden schon um Reginald's Seele; sie hören auch nicht auf mit dem Spiele bis zum jüngsten Tage. Schiffer, die auf der Nordsee fahren, begegnen oft dem höllischen Fahrzeuge.

Mannigfaltiges.

— Kaiser Joseph und die Ideen des 18. Jahrhunderts. In einem zweiten Artikel über Joseph II. *) kommt Herr St. Marc Girardin auf die von dem Kaiser in seinen Staaten eingeführten Reformen. Kaiser Joseph fängt allgemach an, wie in Oesterreich selbst, so auch im Auslande um so mehr verehrt zu werden, als er von seiner eigenen Zeit so gänzlich verkannt worden. Den Kaiser sich zu denken mit seinem großartigen Willen und seinen noch großartigeren Ideen, mitten in einer Umgebung, die ihn nicht versteht und die um ein Jahrhundert hinter ihm zurückgeblieben; ihn sich zu denken, wie er ob dieses Widerspruchs schwankt, darüber zu halben oder gar falschen Maßregeln greift und endlich dem Schmerz über eine verfehlte Laufbahn unterliegt — das erscheint tragisch, und zwar um so mehr in einer Zeit und einem Lande, die sich rühmen, das, was das 18. Jahrhundert als Theorie aufgestellt, was Joseph II. vergebens erstrebt hatte, zuerst in die Praxis des Lebens eingeführt zu haben. Aber auch in Frankreich haben die Ideen des 18. Jahrhunderts schon ihre Verächter. Es ist nicht uninteressant wahrzunehmen, wie Hr. St. Marc Girardin es für nöthig hält, den Glauben an die Wahrheit dieser Ideen auch in seinem Vaterlande zu rechtfertigen: „Friedrich und Joseph II.“ sagt er, „haben beide in Deutschland die Revolution unnöthig gemacht, denn sie selbst bewirkten sie. Alle Reformen, die Frankreich seiner Revolution von 1789 verdankt: die Einheit der Verwaltung, die Gleichförmigkeit der Rechtspflege, die Gleichheit der Auflagen und des Militairdienstes, die Freiheit des Ackerbaues, des Handels und des Gewerbflusses, und — um Alles mit einem Worte zu sagen — die Aufhebung der mittelalterlichen Institutionen, das hat Joseph II. bewirkt oder doch bewirken wollen. Wer also darf es wagen, den Stein auf ihn zu werfen, und besonders in Frankreich? Sind diese Prinzipien nicht heutzutage die Grundlage unserer Gesellschaft, nachdem sie im 18. Jahrhundert die Grundlage unserer Philosophie und Literatur gewesen? Sind wir es nicht, die dem übrigen Europa diese Prinzipien gepredigt und auferlegt? Ich weiß sehr wohl, daß wir seit vierzig Jahren Einiges von dem Aberglauben verloren, den wir für diese Prinzipien hatten, aber verehrt werden sie nach wie vor unter uns. Wir sind von neuem an ihre Erörterung gegangen, aber die Prüfung, die sie bestanden, hat wohl, was überschwänglich an ihnen war, beseitigt, nicht jedoch ihre Geltung vermindert. Lassen wir uns doch nicht irreführen durch die paradoxe und tadelwürdige Kritik, die wir zuweilen gegen das 18. Jahrhundert anwenden. Man nehme selbst den kühnsten Verächter dessen, was unsere Väter und Großväter gedacht und gethan, und lasse ihn nur einen Augenblick in einer durch die Institutionen des Mittelalters regierten Gesellschaft, in einem Staat ohne Einheit und Gleichheit leben, und man wird den Lobredner des Feudalismus und der Theokratie sehr bald als Verehrer der Verfassung von 1789 und der kaiserlichen Dekrete erblicken — so sehr sind wir Alle, welches auch übrigens unsere besonderen Gedanken seyn mögen, von dem Geiste des 18. Jahrhunderts durchdrungen. Wir können uns wohl durch die Einbildungskraft auf einen anderen Planeten versetzen, aber leben und athmen können wir nur auf dem unstrigen.“

— Polnisches Bühnen-Repertoire. Nachdem das polnische Theater zu Posen in diesem Jahre eröffnet worden, äußert eine polnische Zeitschrift (Dziennik Domowy) über das Repertoire dieser Bühne: „Das Theater hat nichts Ueberraschendes, aber es entspricht seinem Standpunkte und der Größe der Stadt. Eine Besorgniß jedoch können wir nicht verhehlen, es ist die um das Repertoire. Die polnischen Schauspiele wurden bisher unter dem Einflusse fremder Literaturen und unter Ueberwachung überaus strenger Censoren geschrieben. Auf der anderen Seite hat erst seit wenigen Jahren polnisches Leben in der Literatur gehörig durchzudringen angefangen. Was ausnahmsweise Fredro für das Theater gethan, ist allzubekannt und Gemeingut. Die Arbeiten Dmusczewski's athmen nur Patriotismus und können heutzutage nicht unterhalten; so bleiben nur noch die Sachen von Skarbek und einigen anderen wenig bekannten Schriftstellern. Und auch die sind noch nicht besonders. Im Ganzen genommen treffen es unsere Künstler noch nicht, dem Geiste der Zeit zu entsprechen, denn die Autoren haben ihnen den Weg verlegt. Es sollten erst dramatische Schriftsteller auferstehen. Wahr ist jedoch, daß das „Mittagsessen mit Magdusa“ besser ist, als „der Geizige“ Molière's, ein Stück aus den Zeiten Ludwig's XIV. Das sogenannte Charakterstück ist schon ganz danieder (?). Es konnte einige Bedeutung haben, so lange man Walter Scott und die vielen ausgezeichneten Roman-Schriftsteller nicht kannte, welche die Charaktere gänzlich erschöpft haben.“ (Das ist gewiß eine der seltsamsten Behauptungen, die noch jemals von einem Theater-Rezensenten niedergeschrieben worden.)

*) Vgl. das vorige Blatt des Magazins.